

Schweinerippchen

Amarylis De Gryse

An extract

Original title Varkensribben
Publisher Prometheus, 2020

Translation Dutch into German
Translator Ruth Löbner

© Amarylis De Gryse/Ruth Löbner/Prometheus/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

1

So geht's im Leben: Man wird aus dem Haus geworfen, wenn gerade die Wäsche fällig wäre. Nie, wenn alles sauber und ordentlich gefaltet im Schrank liegt. Ich bin nackt, und ein Mann klopft immer fester an mein Autofenster, ruft immer lauter: „Hallo, hallo?“, und ich habe keine Ahnung, wie spät es ist. Ich weiß nur, dass Wochenende ist, und Tag, denn die Sonne scheint rein. Nicht bloß durch die kleinen Ritzen hier und da, nein, auch direkt durch die dicken Badehandtücher, die ich gestern im Auto aufgehängt habe.

Noch immer „Hallo, hallo“, und das Klopfen, also schäle ich mich aus der Decke, erblicke das Chaos zu meinen Füßen und durchforste es nach meiner Armbanduhr. Meine Finger stoßen nur auf gestern. Auf die halbvolle Chipstüte, die leere Packung Schokokekse, mein Handy, auf dem ich mir bis spät in die Nacht nackte Körper angesehen habe. Körper, die sich mit Gewalt aufeinander stürzen, umeinander winden, Zungen, die sich rastlos miteinander verflechten, die saugend und leckend versuchen, einander zu fassen zu kriegen, bis der Akku meines Handys es nicht mehr aushält. Und ich: auf dem Rücken, unter dieser kleinen Fleecedecke hier, zwei Kissen fest zwischen meine nackten Schenkel gepresst. Mit aller Kraft, für dieses Gefühl: das Gewicht eines anderen, ein zweiter Körper, dessen Wärme. Ich habe nichts gefühlt. Dann zu den Keksen gegriffen.

Das kühle Glas der Uhr küsst meinen kleinen Finger. Kurz vor sechs, stelle ich fest. Draußen wird das Klopfen immer hektischer, und jetzt versucht der Mann, der zu der Stimme gehört, mein Auto auch noch zu öffnen, aber ich habe gestern alles verriegelt. Ich dachte, ich hätte mich außer Sicht geparkt. Ich bin sogar noch kurz auf dem Treidelpfad hin- und hergelaufen, wie in den Tagen davor auch schon, von links nach rechts und wieder zurück, um mich zu vergewissern, dass ich im Gebüsch am Kanal gut versteckt bin. Ich grabsche mir meine Hose vom Boden, verbiege mich zu einem unnatürlichen Haken, um sie über den Hintern zu kriegen, und ziehe mir danach schnell das Sweatshirt über den nackten Oberkörper.

„Bist du da drin, Mädels?“, ruft die Männerstimme. Eine flache Hand fällt, offenbar entmutigt, aufs Autodach. Meine Stimme klingt heiser, als ich antworte, dass ich komme. Ich entriegele die Tür, stoße sie auf und sehe, dass es der Fischer ist, der an meinem Auto steht. Mit weit aufgerissenen Augen. Vorsichtig steige ich aus. Wenn ich mir vorstelle, ich würde ihm auf einer Lawine von Zeugs bäuchlings vor die Füße rutschen! Aber nur die Kekspackung fällt raus. Ich weiß nicht, warum der Fischer jetzt brüllt, es kommt mir wie eine Mischung aus Erleichterung und Wut vor: „Herr im Himmel!“ Und dann: „Da liegt jemand im Wasser.“

„Wie jetzt? Tot?“

„Ja.“

Er wartet meine Reaktion nicht ab, dreht sich um und rennt zurück zum Kanal. Barfuß folge ich ihm, über den Treidelpfad, durchs taunasse Gras und da, nicht weit vom Ufer, liegt eine Frau, mit dem Gesicht im Wasser.

„Ich musste vier Mal die Angel auswerfen, bis ich sie hatte“, sagt der Fischer. Ich stelle mir vor, wie er sie eingeholt hat.

Zusammen sehen wir zu, wie die Polizei kommt, und als ein Beamter erst einen Blick auf meine nackten Füße wirft und dann fragt, wem das Auto im Gebüsch gehört, sagt der Fischer, dass es unseres ist und dass die Handtücher als Sonnenschutz da hängen.

„Übernachten Sie hier?“, fragt der Beamte. „Das dürfen Sie nämlich nicht.“

„Natürlich nicht“, sagt der Fischer.

Er holt ein Päckchen Tabak aus einer der vielen Seitentaschen seiner beigen Hose und dreht sich fix eine dünne Zigarette. Seine Hände sind verwittert. Er seufzt Rauch aus und sieht dem Beamten hinterher, als der weggeht.

„Danke“, sage ich.

„Solltest du nicht langsam mal nach Hause gehen?“, fragt der Fischer, und ich antworte, dass ich arbeiten muss.

„Ich dachte, das wärst du“, sagt er. Um die Augen hat er Krähenfüße. „Die Bluse, weißt du?“

Ich nicke und schweige, denn ich kann ja schlecht sagen, dass ich das auch dachte.

2

Ich gehe zurück zum Auto, ziehe meinen BH an und nehme die Handtücher ab, bevor ich losfahre. Inzwischen ist es fünf Tage her, dass Blok mich rausgeworfen hat. Nachdem ich das Auto gemietet und beladen hatte, war ich hierhergekommen. Die wenigen Umzugskartons hatte ich im Gras nebeneinander aufgereiht, mich unter einen Baum gesetzt und sie mir aus der Ferne angesehen. Ob ich dabei nachgedacht habe, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, ich habe nur geguckt. Danach habe ich die Rückbank umgeklappt, in dem vergrößerten Kofferraum, der jetzt mein Bett war, ein buntes Plaid ausgebreitet, und vier Kissen gegen die Heckklappe gelehnt. Drei blaue und eins mit einem Hamster in Latzhose. In dem Karton mit den Kissen waren noch zwei Kerzenleuchter, Kerzen und ein paar leere Bilderrahmen. Die habe ich aufs Armaturenbrett gestellt. Erst musste ich lachen und dann weinen.

Eigentlich habe ich Glück, weil es noch immer so warm ist hier am Kanal und erst recht in den Wohngebieten, durch die ich gleich komme. Wenn ich mir vorstelle, das alles wäre im Winter in sich zusammengebrochen! Das wäre so richtig übel gewesen. Wenn der Kanal zugefroren gewesen wäre. Aber vielleicht wäre es dann ja gar nicht passiert. Wenn Schokolade nicht hätte schmelzen können.

Kaum nähere ich mich der Innenstadt, überfällt mich durch die offenen Fenster die Hitze. Ich hätte ein Auto mit Klimaanlage mieten können, aber das hätte ich morgen schon wieder zurückbringen müssen. Ich fahre durch den Kreisverkehr, an der Grundschule und dann am Waschsalon Bermuda vorbei. Da sind gestern all meine Sommerkleider weggekommen. Wobei, vielleicht ist weg nicht das richtige Wort. Ich weiß genau, wo sie sind: ganz hinten, in der vorletzten Maschine.

Es gibt kaum etwas Traurigeres als einen Waschsalon. Der perfekte Ort, um ungestört eine Runde zu flennen. Als ich gestern reinkam, saß ein alter Mann da. Er trug ein weißes Unterhemd mit einem braunen Fleck und starrte von einer der unbequemen Bänke aus auf den Flachbildfernseher über den Waschmaschinen. Ich tippte auf Bratensoße, auf seinem Unterhemd, und fragte mich, warum er es nicht gleich mit wusch. Er sah mich an, als hätte er mich das denken hören.

„Wer hier wäscht, hat Vorrang bei den Trocknern“, sagte er. Er zeigte auf ein Schild an der Wand, auf dem genau das stand.

„Weiß ich“, sagte ich. „Ich bin zum Waschen hier.“ Ich lächelte, aber er nicht. Er schnaufte, eher missbilligend als kurzatmig, und starrte danach wieder auf den Fernseher. Knutschen ohne Ton. Ich ging zur vorletzten Maschine und zog das Knäuel muffiger Klamotten aus meinem Pappkarton, entwirrte die Unterhosen und T-Shirts und Sommerkleider und steckte sie alle einzeln in die Trommel. Vielleicht hätte ich sie besser auf zwei Maschinen verteilen sollen, aber ich hatte gerade mal genug Kleingeld für einmal Waschen und einmal Trocknen. Ich fühlte, wie der Blick des alten Mannes sich in meinen Rücken bohrte. Wahrscheinlich hatte er die Arme missbilligend über dem dicken Bauch verschränkt, der Fleck auf seinem Unterhemd immer noch sichtbar. „Kaum was los heute“, sagte ich laut über die Schulter, aber er antwortete nicht, also gab ich es auf, ging still zurück in den vorderen Teil und kaufte Waschpulver und Weichspüler am Automaten, steckte dann meine Münzen in den Waschmaschinenschlitz und stellte meinen Karton davor.

Im Supermarkt gegenüber spazierte ich zu den Fertiggerichten, nahm fünf Pakete gefriergetrocknete Pasta mit Käsesoße aus dem Regal, dann eine Tüte Chips, dann zwei Packungen Kekse und ein Glas Oliven. Vielleicht kann ich gleich noch zu einem Outdoor-Laden und Gaskocher und Topf kaufen, dachte ich. Die Frau an der Kasse nickte mir freundlich zu, und ihre Armbänder klimperten, als sie meine Nudeln über den Scanner zog.

„Wird wohl ne hektische Woche?“ Sie lächelte erst die Nudeln an und dann mich.

„Ja“, sagte ich. Ich versuchte, zurückzulächeln. Sie sagte mir lächelnd, wie viel ich bezahlen musste, und lächelte immer noch, als ich meine Karte aus dem EC-Gerät zog, nachdem das protestierend gepiepst hatte. Zahlung nicht möglich. Natürlich, dachte ich. Wahrscheinlich war unser gemeinsames Konto schon von dem Moment an nicht mehr gemeinsam, als ich die Haustür hinter mir zugezogen hatte. Ich suchte nach dem Zwanziger in meiner Hosentasche und gab ihn der Kassiererin. „Die Nudeln lass ich hier“, sagte ich. „Nein, keine Tüte, danke. Nein, ich sammle keine Punkte.“

Hätte die Geschichte mit dem Waschsalon so ausgesehen, wie sie sich anfühlte, dann hätten mich beim Öffnen der Tür wogende, schäumende Wassermassen weggespült. Der alte Mann wäre auf die Waschmaschine geklettert, um seinen Film weiterzugucken, während der Waschsalon überflutet wurde, aber so war es nicht. Die Tür meiner Maschine blockierte einfach, und der Boden war nass. Der alte Mann rief mir von seiner Bank aus zu, dass ich sie wahrscheinlich nicht richtig zugemacht und wahrscheinlich auch zu vollgeladen hatte.

„Viel Erfolg“, rief er, und: „Zum Glück hat der Karton schon ordentlich Wasser aufgesogen.“

Erst nachdem ich mich zweimal gegen die Waschmaschine geworfen hatte, kam er in meine Richtung geschlurft.

„Vorsicht, es ist glatt.“

„Weiß ich“, sagte er, „Platz da.“ Er schob mich zur Seite, zog zweimal kräftig an der Tür und sagte dann: „Bombenfest.“

Ich nickte.

„Zu viel reingestopft, Kindchen.“ Es kam mir vor, als würde er es sanfter sagen. Vielleicht hatte er inzwischen Mitleid mit mir. Ich wollte sagen: Ist schon gut, ich will nicht, dass Sie nasse Füße kriegen, gehen Sie ruhig weiter Ihren Film gucken, ich mach das hier schon, aber ich sagte nichts und starrte meine unerreichbaren Kleider an.

„Versuch du noch mal“, sagte er. Und ich zog und drückte und zog.

„Meine ganzen Sommersachen sind da drin.“ Ich zeigte auf die warme Jeans, die ich anhatte, und verstand nun, warum er sein Unterhemd nicht ausgezogen hatte. In dieser Stadt ist eine kaputte Waschmaschine noch lange kein Grund, oben ohne rumzulaufen.

„Du hast sie zu vollgeladen.“

„Das war billiger.“

„Ist mir schon klar.“

Ich seufzte.

„Wenn sie zumachen, kommt jemand vorbei. Wart einfach solange.“

„Bis heute Abend um elf?“

Vorne im Raum piepste eine Waschmaschine.

„Das ist meine.“ Er schlidderte davon, zog seine Kleider aus der Maschine, sagte „viel Erfolg noch“ und stiefelte zur Tür raus.

„Wollten Sie die Sachen nicht noch trocknen?“, rief ich ihm nach.

„Nee, ich hänge sie zu Hause auf, das ist billiger.“

Da stand ich dann. Ich versuchte, nicht daran zu denken, dass draußen schon seit Tagen 32 Grad herrschten, und die Hitze den Asphalt zum Schmelzen brachte, als würden wir in einem Werbespot für Softdrinks mitspielen. Ich schlidderte wie der alte Mann durch die Wasserpfütze zum vorderen Teil des Waschalons und setzte mich dahin, wo er gesessen hatte. Unter dem Fernseher hing ein Schild:

WASCHSALON BERMUDA ÜBERNIMMT KEINE HAFTUNG FÜR DIEBSTAHL

WASCHSALON BERMUDA ÜBERNIMMT KEINE HAFTUNG FÜR UNFÄLLE

WASCHSALON BERMUDA ÜBERNIMMT KEINE HAFTUNG FÜR BESCHÄDIGUNG
ODER VERLUST

Unten drunter, mit rotem Kugelschreiber, kleine Buchstaben, die unentdeckt bleiben wollten: Wenden Sie sich an Nancy, und eine Nummer, also wendete ich mich an Nancy. „Ich bin in Urlaub“, sagte Nancy.

„Oh“, sagte ich. „Meine Sachen stecken fest ...“

„Die werden dann wohl warten müssen, ich stecke nämlich in Spanien, und im Übrigen, wir übernehmen keine Haftung für Verlust und ...“

„Aber ...“

„... auch nicht für Unfälle.“

„Kommt denn niemand den Waschalon abschließen?“

„Niemand, der Waschmaschinen öffnen kann. Das kann nur ich.“

„Und was soll ich jetzt ...“

„In drei Wochen bin ich zurück.“

„Und was ...“, sagte ich noch mal. Aber Nancy war schon wieder in Spanien. Ich rief sie ein zweites Mal an. Landete sofort bei der Mailbox.

„Nancy“, wollte ich nach dem Piepton rufen, „komm und mach meine Maschine auf, du Hexe!“ Bloß hätte mich das meinen Unterhosen und Sommerkleidern auch nicht nähergebracht. Vielleicht würde sie dann nie kommen und meine Maschine aufmachen. Geschlagen sackte ich auf der Bank in mich zusammen, und wahrscheinlich lief derselbe Film in Endlosschleife, denn das Pärchen knutschte schon wieder, und ich fragte mich, ob das jetzt der berühmte Tiefpunkt war, über den alle redeten, ob ich den jetzt erreicht hatte, und vielleicht könnte ich ja jetzt, sofort, die Tür des Waschalons zumachen, sie mit dieser Bank hier verbarrikadieren, mich verschanzen, bis Nancy aus Spanien zurück wäre. Den Waschpulverautomaten leer kaufen und alle Maschinen mit meinen letzten Münzen füttern und alle Türen falsch schließen und dabei zugucken, wie das Wasser käme, wie es schäumen, wie es mir zu den Knöcheln, zu den Knien, wie es mir zum Hals steigen würde, wie der Schaum mir in Nase und Ohren kriechen, mir die Lungen durchspülen würde, wie ich im saubersten Wasser schweben, gegens Schaufenster klatschen würde, wie die Buchstaben sich davon ablösen, an mir kleben bleiben würden, und ich würde weiter dahintreiben, bis alles weiß wäre. Der sauberste Protest. Die Schlagzeile würde lauten: ‚Waschmaschine defekt: Junge Frau stirbt.‘

Ich hätte es tun können.

3

Meine Tage fingen immer allein an. Wenn ich aufwachte, war die Wärme auf seiner Betthälfte schon lange verfliegen. Das Kopfkissen, das nach ihm roch, und seine Unterhose neben dem Bett – mehr Beweise gab es nicht, dass er hier geschlafen hatte. Immer war es still. Viel stiller als am Kanal. Das Haus ließ die Welt nicht rein. An den dicken Mauern und den Doppelglasfenstern prallte alles ab. Vögel schienen nicht zu existieren, auch keine Busse, Autos oder Menschen. So still war es.

Ich stand allein auf, ging ins Bad am Ende des Flurs, wo ich mich im Halbschlaf aufs Klo setzte und danach still duschte. Es war sechs Uhr morgens, Blok war also schon mindestens seit einer halben Stunde in der Metzgerei an der Arbeit. Hackfleisch mischen. Würste abdrehen. So was. Es gab nicht wirklich einen Grund, warum das so früh passieren musste. „Würste am Nachmittag abdrehen, kann man machen“, sagte er, „aber der hart arbeitende Teil der Bevölkerung steht früh auf.“

Ich stieg allein die kühle Steintreppe hinunter und setzte mich an den Küchentisch. Oft standen die Auflaufreste vom Vortag noch in einer Tupperdose neben dem Kühlschrank. Ich widerstand der Versuchung, mir die geschmolzenen Käsereste in den Mund zu schieben. Diese Zeiten waren vorbei. Ich trank einen Kaffee und aß die Banane, die Blok mir auf den Tisch gelegt hatte, und trotz allem gab ich die Hoffnung nicht auf: dass er am Abend zeitig nach Hause kommen würde, ohne Essen. Dass er sagen würde: „Heute gab es im Laden keine Reste, magst du uns schnell was kochen?“ Und dass ich Kartoffeln schälen würde. Fleisch schmoren mit Zwiebeln und Soße, und vielleicht ein bisschen Lauch dünsten, oder Broccoli garen und dann in Butter goldbraun anbraten. Dass er sich meine Kartoffeln auf die Gabel schieben und sagen würde, dass es lecker schmeckte, richtig lecker, und ich wüsste, es wäre nicht geheuchelt. Denn er würde das Essen regelrecht in sich hineinschaufeln. Nicht bloß vorsichtig darin herumstochern, nein, es sich echt genüsslich mit dem Messer auf die Gabel schaufeln.

Aber ich wusste, dazu würde es nicht kommen.

Die ruhige Männerstimme im Radio-Frühprogramm war mir genauso vertraut wie mein einsames Kauen und der viel zu große Kühlschrank mit der ungenutzten Eiswürfelfunktion, den ich immer anstarrte. Meistens ging es morgens um aktuelle Ereignisse, hier und da mal eine kleine Reportage. Erwachsene, die als Kinder gehänselt worden waren, aber doch ihren Weg gemacht hatten, Mikroplastik, das die Hormone aus dem Gleichgewicht brachte, oder die Frage, inwieweit das Klima auf lange Sicht die Ernte gefährdete, und ich kaute träge meine Banane und konnte der Männerstimme kein Gesicht zuordnen. Vielleicht war das ja besser so. Sonst hätte ich vielleicht angefangen, ihn mir vorzustellen, hier, an diesem schweren weißen Marmortisch; wenn ich mir vorstelle, in meiner Einbildung würde er wirklich hier sitzen und Nutellabrote essen und mit vollem Mund über eine Minenkatastrophe in Kolumbien berichten, und wie ich dann denken würde: Wow, was für ein Talent. Sogar mit dem Mund voller Brot ist seine Artikulation noch perfekt. Davor fürchtete ich mich. Es käme mir darum auch nie in den Sinn, mit dem Radio zu sprechen. Ich hätte viel zu viel Angst, irgendwann eine Antwort zu erwarten.

Als ich aus dem Haus ging und die Tür abschloss, schien die Stille noch kurz anzuhalten. Als würde auch die Sonne den Tag nur zögerlich beginnen. Jedes Geräusch, das ich machte, klang übergriffig. Das Echo meiner Schritte zwischen den Häuserfronten. Das Rasseln des Fahrradschlösses, als ich

es zwischen den Speichen herauszog. Jedes Geräusch war ein Beweis. Dass ich hier war. Mit einem gelben Fahrrad, schon seit fünf Jahren eine Leihgabe meiner Schwiegermutter. Im renovierten Reihenhaus meines Freundes. In einer ruhigen Gegend mit guter Verkehrsanbindung. Ich war hier. Warum wunderte mich das? Ich wusste, wie ich hierher geraten war. Wenn ich bei der Arbeit gefragt wurde: „Dieses schöne Haus, Marieke, so groß und teuer und stilvoll, und mittendrin du, so jung, wie hast du das nur geschafft“, dann hätte ich es ohne groß nachzudenken erzählen können. „Das war so“, hätte ich sagen können. Und niemand hätte gemerkt, dass ich mich das selbst oft fragte. Wie ich da gelandet war. Was ich da zu suchen hatte. Wie ich da je wieder wegkommen sollte.

Ich machte mich immer zeitig auf den Weg, trat kräftig in die Pedale und ließ unsere Straße so schnell wie möglich hinter mir, und da brach dann die Sonne durch, und es war, als hätte sie die Geräusche des Morgens im Schlepptau: die Vögel und den Verkehr, der immer dichter wurde, und vor den Sommerferien auch noch die säuselnden Mütter, die ihre weinenden Kindergartenkinder den Erzieherinnen in die Arme drückten und die Väter, die sich noch schnell das Hemd in die Anzughose stopften, bevor sie in ihren Dienstwagen stiegen, und die Ehrenamtliche vor der Grundschule. Mit Warnweste und Stoppschild und zu viel Energie so früh am Morgen, und die viel zu kleinen Kinder mit ihren viel zu großen Schulranzen, die über den Zebrastreifen trippelten, und johlten und lachten, und ich fuhr an alledem vorbei. Ich ließ alles so schnell wie möglich hinter mir und versuchte, die Ruhe, die der Radiomann und ich allmorgendlich teilten, so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Mit der ganzen Hektik wollte ich nichts zu tun haben. Ich versuchte, stur geradeaus zu sehen, bis das neue Gebäude vor mir auftauchte. Groß und modern. Mit einem Garten voller Pflanzen, aber ohne Gras. Nur weiße Steine. Kies, an dem man sich verletzen könnte, wenn man bei einem Spaziergang hinfiel. Aber hier ging niemand mehr spazieren, also fiel auch niemand, nein, es sei denn in tiefen, ewigen Schlaf. So friedlich, verehrte Dame, werter Herr, jeder würde sich die Finger danach lecken: zu sterben in Ruhe und Frieden. Und im Alters- und Pflegeheim „Kleeblatt“.

5

In der Küche war es immer dunkel. Vielleicht lag das am Terrakottaboden oder an den Eichenschränken oder daran, dass Mama die Tür zum Wohnzimmer meistens geschlossen hielt. Trotzdem war die Küche mein Lieblingsort, denn da kam immer alles wieder ins Lot. Egal, ob die Arbeitsfläche voller Mehl war, der Tisch mit Zwiebelschalen und Teigresten übersät, oder ob weiße Soße bis auf die Kacheln hinterm Gasherd gespritzt war. Egal, ob die Töpfe so stark qualmten, dass wir alle Fenster im Haus aufreißen mussten. Nach ein paar Stunden war die Ruhe zurückgekehrt, und die Küche war einfach wieder die Küche. Die Arbeitsplatte sauber, die orangenen Salz- und Pfefferstreuer neben der Kaffeemaschine unter dem Regal mit dem kleinen Radio und den Kräutern und dem ganzen Gemüse, das Mama einlegte: Essiggurken und Schlangengurken und Silberzwiebeln und sogar Tomaten und Paprika. Das Geschirrtuch würde ausgewrungen über dem Wasserhahn hängen. Die Herdplatten würden blitzen, als wären sie funkelnagelneu. Der Tisch wäre wieder sauber.

An der Küche hat sich nie was verändert. Wenn ich die Augen schließe, kann ich sie bis ins letzte Detail beschreiben. Man kommt durchs Wohnzimmer rein, macht aber die Tür nicht ganz auf, das geht nicht. Der Tisch steht im Weg. Der ist rechteckig, graues Resopal mit ausziehbarer Tischplatte, Metallbeine, drum herum die passenden Stühle. Ursprünglich sollte die Küche mit der Familie mitwachsen, nach und nach mit dem Wohnzimmer verschmelzen. Aber das Einzige, was

wuchs, war der Tisch, wodurch bei den Mahlzeiten Kommen und Gehen zu einem delikaten Tanz wurde. Als wir noch alle zusammen aßen, wurde die Wohnzimmertür gar nicht mehr benutzt. Wenn Mama durch den Spalt rief, dass das Essen fertig war, gingen wir zur Haustür raus, einmal quer durch die Garage, und zur Hintertür wieder rein, an unsere festen Plätze am Küchentisch. Mama am Kopfbende. Rechts von ihr: Emma und Veerle. Links von ihr: Liesbeth und ich.

Hackbällchen. Daran erinnere ich mich. Sie und ich in der kleinen Küche, und ich weiß nicht, wo meine Schwestern in diesem Moment waren. Im Garten vielleicht oder im Wohnzimmer vor dem Fernseher oder vielleicht saßen sie noch im Bus auf dem Weg nach Hause – das war egal. Es gab nur Mama und mich. Die Küche gehörte uns. Sie stellte die Einkaufstasche auf den Tisch und breitete alles Stück für Stück aus, als hätte sie einen kleinen Stand, wo nur Zutaten für Hackbällchen verkauft wurden, und jetzt wurde es ernst. Das wusste ich, denn sie zog sich den Siegelring vom kleinen Finger und legte ihn auf die Fensterbank beim Küchenfenster, neben die Handseife. Der Ring hatte ihrer Mutter gehört. Das erzählte sie mir jedes Mal, wenn sie ihn auszog. Sie hängte mir ihre große, dunkelblaue Küchenschürze um den Hals und schlang mir die Bänder zweimal um die Taille. „Gut“, sagte sie und klatschte in die Hände. Das machte sie immer, bevor sie mit etwas anfing. „Als Erstes das Brot.“ Sie schob mir ein Brettchen mit zwei alten Weißbrotscheiben und einem scharfen Messer hin, sagte: „Ganz kleine Stückchen. Aber vorsichtig.“

Also schnitt ich das Brot so fein, dass es fast aussah, als hätte ich es Krümel für Krümel abgeraspelt, während sie zwei Zwiebeln schälte und dann kleinschnitt und mir erklärte, dass das schnippeln hieß, was sie da gerade mit der Zwiebel machte, und dass die Zwiebel ihr aus Protest in den Augen kribbelte. Sie beugte sich über den Tisch zu mir rüber, fasste in die Schürzentasche und zog ein großes, kariertes Taschentuch raus. Sie schnäuzte sich so laut, dass wir beide lachen mussten.

„Wie viele Hackbällchen machen wir?“

„Kommt drauf an, wie klein wir sie rollen.“

Während sie mit mir redete, schälte sie in Windeseile den Knoblauch und ließ eine Zehe nach der anderen zu mir rüber kullern. Sie kam um den Tisch herum, um mir zu zeigen, was ich tun musste. Das machte sie oft. Wenn sie mir Kochkram beibrachte, beugte sie sich über mich, wie der Baum im Garten sich über die Blumen beugte, und unter Mama war es immer warm. Sie nahm das Messer, sagte noch mal, dass ich vorsichtig sein sollte und machte vor, wie man die Zehen erst in hauchdünne Scheiben schnitt und die Scheiben dann in dünne Streifen.

„Ist das schnippeln?“, fragte ich, und sie: „Nein, hacken“, und ich muss noch klein gewesen sein damals, denn die Küche war noch groß, und ich schien darin umherfliegen zu können. Wie sie mich kraftvoll unter den Armen hochhob und mich von meinem Stuhl zur Spüle trug, wo ich mir die Hände wusch, und dann wieder zurück zum Tisch, wo ich das kalte Hackfleisch aus der Packung holte. Ich legte es in die Schüssel, in der schon meine Brotkrümel und Mamas geschnippelten Zwiebeln waren. Vorsichtig, als würde ich es schlafen legen. Sie ließ mich auf den Stuhl steigen und die Hälfte vom Knoblauch über das Fleisch streuen. Ich durfte die Pfeffermühle drehen und den Salzstreuer schütteln. Ich durfte das scharfe rote Pulver in kleinen Prisen auf das Fleisch rieseln lassen, nachdem ich feierlich geschworen hatte - Hand auf der Schürze auf meinem Herzen - dass ich mir danach nicht die Augen reiben würde. Und sie krepelte mir die Ärmel bis weit über die Ellenbogen hoch, sagte: „los geht's“, und dann kam der schönste Teil. Ich drückte beide Hände ins Hackfleisch. Die Finger gespreizt, wie ich es mit Mama in dieser einen Sendung vor den Sechs-Uhr-Nachrichten bei den Filmstars gesehen hatte, die ihre Hände in Beton drückten. Ich knetete und knetschte, und das Hackfleisch war kalt, und Mama sagte: „Achtung, hier kommt was“, und schlug ein Ei am Schüsselrand auf und kippte es genau über meinen Händen aus, als wäre ich selbst zu Hackfleisch geworden, und ich gluckste vor Vergnügen, hach, ich musste so lachen über diese glibberige Kälte, und sie auch, und sie sagte „kräftig kneten“ und hielt die

Schüssel fest, damit sie nicht wegrutschte, und sie ließ Paniermehl auf das Ei schneien, das inzwischen schon mit dem Hackfleisch vermengt war, und dann lüpfte sie mich wieder vom Stuhl, rüber zur Spüle, wo ich mir mit der grünen Seite des Spülschwämmchens das Fett zwischen den Fingern und unter den Nägeln wegschrubben musste, und dann sagte sie: „jetzt wird gerollt“, und zuerst wollte ich die Bällchen so klein wie möglich machen, aber davon hatte ich schnell die Nase voll, denn egal, wie viele kleine Bällchen ich auch rollte, der Hackfleischberg wurde und wurde nicht kleiner, also machte ich meine Hackbällchen immer größer, und Mama schimpfte nicht, sie wurde nicht sauer, sie sagte nur: „das ist ja eine lustige Truppe“, und ich wälzte die Bällchen sorgfältig in dem Teller mit Mehl, den sie mir hingestellt hatte, und inzwischen fing sie mit der Soße an, sie schnippelte wieder Zwiebeln und ich hörte, wie sie im Öl zischten, und diesmal kribbelten auch mir die Augen davon, und sie tat den Knoblauch dazu, den ich geschnitten hatte, und dann wusch sie mindestens zehn Tomaten. Sie arbeitete so schnell, dass ich kurz aufhörte mit Rollen, um zuzusehen, wie sie die Tomaten mit dem schärfsten Messer, das ich noch nicht benutzen durfte, kleinschnitt: erst in der Mitte durch und dann alle Hälften noch mal in der Mitte durch und dann ein letztes Mal, und sie warf sie in den Topf, und dann tat sie noch Salz und Pfeffer dazu und Zweige und Blättchen, und es sah fast aus, als würde sie so eine Hexensuppe brauen wie ich im Garten, mit Gras und Regenwasser. Als ich endlich alle Hackbällchen fertig hatte, setzte sie sich neben mich, während die Soße auf dem Herd kräftig brodelte.

„Das hier ist gut“, sagte sie, „das da nicht“, und sie drückte die schlecht gerollten Bällchen noch mal an, bevor wir sie zusammen in die Soße gleiten ließen und ich mir ein letztes Mal die Hände waschen musste, und ich weiß nicht, wie sie es anstellte, aber als sie mich und meine Schwestern wenig später zum Essen rief, hatte sie auch noch Kartoffelbrei gemacht.
